

Charles Willeford, *Neue Hoffnung für die Toten*



**Charles Willeford**, geboren 1919 in Arkansas, mit acht Jahren Waise und mit vierzehn Eisenbahntramp, war ein hochdekoriertes Panzerkommandant im Zweiten Weltkrieg und später Boxer, Radiosprecher, Maler und Englischlehrer. Als Journalist und Literaturkritiker schrieb er für den *Miami Herald*, als Autor veröffentlichte er zahlreiche Bücher. Er starb 1988 in Miami. *Neue Hoffnung für die Toten* (1985) ist der zweite Band einer vierteiligen, in Miami angesiedelten Serie mit Detective Sergeant Hoke Moseley.

**In seinem zweiten Fall** bekommt Hoke Moseley von seinem Chef den Auftrag, fünfzig bereits zu den Akten gelegte Morde neu aufzurollen: neue Hoffnung für die Toten und damit neue Probleme für den vom Leben ohnehin schon stark gebeutelten Detective. Denn chronisch pleite und übergewichtig muß Moseley sich bereits mit dem Tod eines Junkies, stumpfsinnigen Dienstverordnungen, liebestollen Hunden und verwesenden Rentnern auseinandersetzen. Und plötzlich stehen auch noch Hokes minderjährige Töchter vor der Tür und wollen bei ihm wohnen.

»Niemand schreibt einen besseren Kriminalroman als Charles Willeford.«  
**Elmore Leonard**

**Charles Willeford**

# **NEUE HOFFNUNG FÜR DIE TOTEN**

**Der zweite Hoke-Moseley-Fall**

Deutsch von Rainer Schmidt

Durchgesehen und mit einem Nachwort  
von Jochen Stremmel



Alexander Verlag Berlin

Durchgesehene Neuausgabe 2015

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *New Hope for the Dead*.

© 1985 by Charles Willeford

© für diese Ausgabe by Alexander Verlag Berlin 2002

Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, 14008 Berlin

info@alexander-verlag.com

www.alexander-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten.

Bearbeitung der Übersetzung: Jochen Stremmel

Satz/Layout/Umschlaggestaltung: Antje Wewerka

Druck und Bindung: Interpress, Budapest

Printed in Hungary (October) 2015

ISBN 978-3-89581-376-4

*Für Betsy und die Jung*

»Daß der Mensch unglücklich ist,  
kommt daher,  
daß er nicht still in einem Zimmer sitzen kann.«

Pascal

# 1

»CRAP«, sagte Sergeant Hoke Moseley zu seiner Partnerin, »ist das Kurzwort, mit dem Sie sich in Miami zurechtfinden können.« Er warf einen Seitenblick auf Ellita Sanchez, während er in den zweiten Gang herunterschaltete, und wartete darauf, daß sie nickte.

Soviel sollte sie wissen, sie hatte sieben Jahre lang in der Einsatzzentrale der Polizei gearbeitet, daher brauchte man ihr nicht zu erklären, daß C für Courts, R für Roads, A für Avenues und P für Places stand. Außerdem stimmte es auch nicht immer, daß Courts, Roads, Avenues und Places stets von Norden nach Süden verliefen. Manchmal beschrieben sie auch Halbkreise und wilde Arabesken, vor allem die Roads.

Hokes größtes Problem mit Ellita bestand darin, Konversation zu machen. Er wußte nie genau, was er ihr erklären mußte und was er voraussetzen konnte, obwohl er der Sergeant und sie die neue Partnerin war. Sie schien alles, was er ihr sagte, bereits zu wissen, und dabei war sie erst seit vier Monaten beim Morddezernat. Einiges von dem, was Hoke aus Erfahrung kannte und ihr zu erklären versucht hatte – beispielsweise, daß Junkies sich manchmal Preparation-H, ein apothekenpflichtiges Mittel gegen Hämorrhoiden, auf die Einstiche rieben, um die Schwellung zu reduzieren –, war ihr längst bekannt gewesen. CRAP war eine jener Merkwürdigkeiten, die nur wenigen Cops geläufig waren, und er hatte wirklich nicht erwartet, daß sie sagen würde: »Ich weiß.«

Vielleicht, dachte er, war das zweijährige Studium der Polizeiwissenschaft am Miami-Dade Community College die Zeit und das Geld wert gewesen, daß sie darin investiert hatte.

Jedenfalls entwickelte sie allmählich ein Gespür für seine Stimmungen. Sie nickte jetzt nur noch, statt zu sagen »Ich weiß«, denn darauf hatte er nach einer Weile sichtlich gereizt reagiert. Und da war noch etwas, was Sanchez auf der Seele lag. Ihr hübsches goldbraunes Gesicht war seit kurzem ernster, und morgens lächelte sie nicht mehr so breit wie zu Anfang. Ihre stille Bedrücktheit hielt jetzt schon seit mehr als einer Woche an. Anfangs hatte Hoke das ihrer Periode zugeschrieben – falls es das war –, aber eine Woche war eine lange Zeit. Wie lange dauerte eine Periode eigentlich? Na, was auch immer ihr Sorgen bereitete, auf ihre Arbeit hatte es sich bisher nicht ausgewirkt. Noch nicht.

Eines wußte Hoke genau: Er hatte nichts getan, was sie hätte beleidigen können. Eher das Gegenteil war der Fall: Er hatte sich ein Bein ausgerissen, um sie als *gleichberechtigte* Partnerin zu behandeln – der er natürlich Weisungen erteilte. Fast immer erklärte er ihr, warum er etwas tat. Aber Sanchez war erstens eine Frau und außerdem eine Latina, und so gab es hier vielleicht geschlechtsspezifische und kulturelle Unterschiede zwischen ihnen, und er würde niemals wirklich wissen, was in ihrem Kopf vorging.

Aber manchmal, wenn er eine lustige Bemerkung machen wollte, wie er es bei seinem alten Partner, Bill Henderson, getan hatte, und wenn er sie dann ansah, mit den riesigen Titten, üppig und mütterlich in diesen weiten Seidenblusen, die sie immer trug, hielt er den Mund. Statt Bill eine Frau als Partner im Wagen zu haben war nicht das gleiche. Vielleicht sollte er Sanchez ab und zu mal fahren lassen. Aber auch das kam ihm nicht richtig vor. Der Mann fuhr, nicht die Frau; früher allerdings, als er noch mit Bill zusammengearbeitet hatte, war Bill meistens gefahren, weil Bill der bessere Autofahrer war, und das

wußten sie beide. Dabei hatte er keine Ahnung, ob Ellita Sanchez nicht besser fuhr als er und Bill zusammen.

Also, morgen würde er sie vielleicht ans Steuer lassen – mal sehen, wie das funktionierte ...

»Die nächste Straße« – Sanchez zeigte auf das grün-weiße Schild – »ist Poinciana Court.«

»Ja.« Hoke lachte. »Und sie verläuft von Osten nach Westen.«

Sie waren unterwegs zu einer Adresse in Green Lakes, einem Stadtteil von Miami, der während des Baubooms in den fünfziger Jahren hochgezogen worden war, als der Bauträger junge Familien mit Kleinkindern oder Korea-Veteranen suchte, die 500 Dollar für die Anzahlung gespart hatten und genug verdienten, um monatlich 68 Dollar für die Hypothek aufzubringen. Damals hatten alle diese Häuser hier 10.000 Dollar gekostet. Die Hypothek lief auf dreißig Jahre, die Zinsen wurden auf 5,1 Prozent festgelegt. Für ein Haus mit drei Schlafzimmern und einem Bad war das nicht einmal damals viel Geld. Heute brachten dieselben, inzwischen dreißig Jahre alten Häuser in Green Lakes glatte 86.000 Dollar und mehr, und das bei einem Zinssatz von vierzehn Prozent. Viele ähnliche Wohnviertel in Miami waren je nach Lage heute Slums, aber nicht Green Lakes. Die breiten, geschwungenen Straßen und Alleen, die sowohl Namen als auch Nummern trugen, waren von Birkenfeigen und Zypressen gesäumt. »Schlafende Polizisten«, gelb angestrichene Straßenschwellen alle hundert Meter, verhinderten, daß die Autofahrer zu schnell fuhren. Viele der Hausbesitzer hatten, als sie zu Wohlstand kamen, zusätzliche Badezimmer eingebaut, sie hatten Stellplätze angelegt und Garagen und verglaste Veranden, sogenannte Florida-Rooms, angebaut. Die meisten, wenn

nicht alle Häuser, gingen nach hinten – wo auch die neuen Florida-Rooms lagen – auf rechtwinklige künstliche Seen hinaus, deren Wasser die Farbe von grüner Milch hatte. Es waren ursprünglich Steinbrüche und Sandgruben gewesen, und das Schwimmen in ihnen war viel zu gefährlich (mindestens ein Dutzend Menschen waren ertrunken, bevor der Hauseigentümmerverband Green Lakes das Schwimmen endgültig verboten hatte), aber rings um die Seen gab es Kiefernwäldchen und Joggingpfade, und abends wehte meistens eine kühle Brise über das Wasser herein.

Im Vergleich zu anderen Gegenden war Green Lakes eine gute Wohngegend.

Der Stadtteil war nah genug an Hialeah, um die meisten Dinge einkaufen zu können, aber weit genug weg, um dem Zustrom der Latinos zu entgehen, und immer noch viel zu teuer für die meisten schwarzen Familien. Dieser Zustand würde sich im Laufe der Zeit natürlich ändern, aber dann würden die Häuser vermutlich an die 100.000 Dollar kosten, und die Zinsen würden sich irgendwo oberhalb der Zwanzig-Prozent-Marke eingependelt haben. Diejenigen, die jetzt schon in Green Lakes wohnten, hatten Glück, und das wußten sie. Ein funktionierendes Vorbeugeprogramm hielt die Verbrechensrate niedrig; einen Mord hatte es in diesem Stadtteil seit mehr als zwei Jahren nicht mehr gegeben.

Hoke entdeckte den blau-weißen Streifenwagen vor dem Haus. Der uniformierte Officer stand ohne seine Mütze an eine Birkenfeige gelehnt am Straßenrand, rauchte eine Zigarette und sprach mit zwei Teenagern; die beiden Mädchen trugen Tops, Jeans und Turnschuhe, und ihre Zehn-Gang-Fahrräder standen zwischen ihnen und dem Cop. Als Hoke hinter dem Polizeiwagen anhielt, hörte er, wie das Funkgerät in

dem Blau-Weißen knackte. Vögel in den Bäumen zwitscherten aggressiv zurück, und Rasensprenger schwirrten vor einem Haus. Hinter einer geschlossenen Tür bellte ein Hund.

Als Hoke und Sanchez ausstiegen, stieß der Polizist, ein Latino, dessen Koteletten in Augenhöhe eckig abgeschnitten waren, sich von dem Baum ab und schickte die beiden Mädchen fort. Sie radelten ungefähr hundert Meter weiter, blieben dann stehen und drehten sich um.

»Sergeant Moseley«, sagte Hoke. »Morddezernat.« Er warf einen Blick auf das Namensschild des Uniformierten. »Wo ist Ihre Mütze, Garcia?«

»Im Wagen.«

»Setzen Sie sie auf. Wenn Sie eine Waffe tragen, sollten Sie auch etwas auf dem Kopf haben.«

Garcia holte seine Mütze aus dem Wagen und setzte sie auf. Sie sah aus, als sei sie ihm zwei Nummern zu klein, wie sie so auf seinem dichten, schwarzlockigen Haar thronte. Er sah lächerlich aus mit dieser kleinen Mütze mit dem abgegriffenen Schirm, und Hoke verstand, daß der Mann das Ding nicht tragen wollte. Andererseits konnte er sich auch einfach mal die Haare ordentlich schneiden lassen.

»Wo ist der Verstorbene?« fragte Hoke.

»Im Haus. Officer Hannigan ist drinnen.«

Sanchez ging auf das Haus zu. Hoke zeigte mit dem Daumen auf die beiden Teenager, die sich langsam wieder heranspürten und dabei ihre Räder schoben. »Passen Sie auf, daß sich hier keine Menschenmenge ansammelt. Die ersten Gaffer werden bald hier sein. Halten Sie sie auf der anderen Straßenseite.«

Officer Hannigan, eine schlanke blonde Frau von Anfang Zwanzig mit purpurfarbenem Lidschatten und korallenrotem

Lippenstift, öffnete die Tür, bevor Hoke und Sanchez die Veranda betreten hatten. An ihrer vorstehenden Unterlippe hatte sie den Lippenstift zum größten Teil abgeleckt oder abgenagt.

»Haben Sie auch keine Mütze?« fragte Hoke.

»Sie ist im Auto.« Sie errötete. »Außerdem hat Sergeant Roberts gesagt, wir könnten selbst entscheiden, ob wir die Mütze tragen oder nicht.«

»Nein«, sagte Hoke. »Das können Sie nicht selbst entscheiden. Wenn Sie eine Schußwaffe tragen, müssen Sie Ihren Kopf bedeckt halten. Wenn Sie wollen, erkläre ich Sergeant Roberts die Gründe dafür.«

»Lieber nicht.«

»Wo ist der Tote?«

»Am Ende des Ganges, in dem kleinen Schlafzimmer gegenüber dem großen. Wir sind nicht reingegangen, aber ich hab ihn mir von der Tür aus angesehen – den Jungen, meine ich. Offensichtlich eine Überdosis, und er war tot, als wir kamen – wie gemeldet.«

»Das ist sehr hilfreich, Hannigan. Gehen wir in den Eßbereich – mal sehen, was Sie uns sonst noch erzählen können.«

Abgesehen von zwei zerdrückten, zitronengelben Sitzsäcken bestand das Wohnzimmermobiliar aus einer antikweißen Rattangarnitur mit gelben haitianischen Baumwollkissen auf dem Sofa, dem Sessel und der Ottomane. Vasen mit frisch geschnittenen Margeriten standen auf drei niedrigen weißen Resopaltischen. Die beigefarbenen Jutevorhänge waren zugezogen, und drei kleine kreisrunde Teppiche in der gleichen Farbe wie die Vorhänge lagen in präziser Anordnung auf dem gebohnerten Terrazzofußboden. Die Eßecke, in der ein runder Sockeltisch von Eames und vier dazu passende Stühle standen, war ohne

Vorhänge. Durch die offenen waagerechten Lamellen der Fenster strahlte die helle Morgensonne. Ein halbes Dutzend Limetten lagen in einer blauen Schale in der Mitte des Tisches.

»Okay«, sagte Hoke und setzte sich an den Tisch. »Berichten Sie.«

»Berichten?«

»Berichten.« Hoke zog ein zerdrücktes Päckchen mit eigens kurzabgeschnittenen Kools aus der Jackentasche, betrachtete es einen Moment und steckte es dann wieder ein. Sanchez sah, ohne zu lächeln, auf die junge Frau, setzte sich aber nicht hin. Hannigan umklammerte ihre Handtasche mit beiden Händen und räusperte sich.

»Na ja, die Meldung über den Toten erhielten wir um halb acht. Ich saß am Steuer, und wir machten uns sofort auf den Weg. Dann muß wohl was schiefgelaufen sein; an der Flagler jedenfalls kam über Funk die Anweisung, den Einsatz abzubrechen, aber ein paar Minuten später, noch bevor ich irgendwo wenden konnte, befahl man uns, weiterzufahren.«

»Wissen Sie, weshalb?«

»Nein. Haben sie nicht gesagt.«

»Es hat einen Streit um die Zuständigkeit gegeben, deshalb. Einen Block weiter, an der Ficus Avenue, liegt die Grenze zu Hialeah. Deswegen dachten sie zuerst, Hialeah sei für den Toten zuständig, nicht Miami. Aber dann haben sie sich noch mal den Stadtplan angesehen, und Miami hat gewonnen. Uns wäre es natürlich lieber gewesen, die Leiche an Hialeah abzutreten.« Hoke zog Notizbuch und Kugelschreiber hervor. »Wer hat den Toten entdeckt?«

»Die Mutter des Jungen. Mrs. Hickey. Loretta B. Hickey. Sie ist geschieden und wohnt hier allein mit ihrem Sohn.«

»Der Name des toten Kindes?«

»Er ist kein Kind. Er ist ein junger Mann, neunzehn oder zwanzig, würde ich sagen – über den Daumen.«

»Sie haben ›Junge‹ gesagt. Wie alt sind Sie, Hannigan?«

»Vierundzwanzig.«

»Wie lange sind Sie bei der Polizei?«

»Seit meinem Examen am Miami-Dade-College.«

»Weichen Sie mir nicht aus.«

»Zwei Jahre. Fast zwei Jahre.«

»Wo ist die Mutter?«

»Im Moment?«

»Wenn Sie weiter so am Riemen Ihrer Handtasche drehen, ist er bald kaputt.«

»Entschuldigung.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. Es ist Ihre Handtasche. Die Mutter des Jungen.«

»Ach so. Sie ist nebenan bei einer Nachbarin, Mrs. Koontz. Der junge Mann heißt ... hieß Jerry Hickey. Gerald, mit einem G.«

Hoke schrieb die Information in sein Notizbuch. »Ist der Vater informiert worden?«

»Ich weiß es nicht. Joey – Officer Garcia hat niemanden informiert, und ich auch nicht. Vielleicht hat Mrs. Koontz ihn angerufen. Aber man hatte uns gesagt, wir sollten nur –«

»Okay. Jetzt lassen Sie Ihre Handtasche mal aus Ihrem tödlichen Griff und kippen Sie den Inhalt auf den Tisch.«

»Das brauche ich nicht zu tun!« Sie sah Sanchez um Unterstützung bittend an, aber Sanchez' desinteressierter Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. »Sie haben kein Recht –«

»Das ist ein Befehl, Hannigan.«

Hannigan zögerte einen Moment und kaute noch ein bißchen an ihrer Unterlippe. Dann leerte sie achselzuckend ihre Handtasche auf dem Tisch aus. Hoke stocherte mit seinem Kugelschrei-

ber zwischen den Sachen herum und trennte sie voneinander, ein Sammelsurium von Gegenständen, angefangen mit einem halb-leeren Päckchen Velemint bis hin zu drei zusammengeknüllten gebrauchten Papiertaschentüchern. Die Brieftasche aus Straußenleder nahm er in die Hand. In einem Kartenfach aus Plastik fand er zwischen einer Master Card und Hannigans Wählerausweis zwei eng zusammengefaltete Hundert-Dollar-Scheine.

»Das ist mein Geld«, sagte sie. »Ich hab gestern abend beim Jai-alai gewonnen.«

»Hat Garcia auch gewonnen?«

»Ja! Ja, hat er. Wir waren zusammen dort.«

»Setzen Sie sich da hin.« Hoke zeigte auf den Stuhl hinter dem Tisch und stand auf. »Packen Sie Ihre Sachen wieder ein.«

Hoke ging zur Haustür und winkte Garcia heran. Als Garcia auf ihn zugeschlendert kam, fächerte Hoke die beiden Geldscheine in der linken Hand auseinander und streckte die rechte aus. »Lassen Sie mal Ihren Anteil sehen, Garcia.«

Garcia zögerte, und Ärger kroch in sein braunes Gesicht.

»Er will sehen, was wir beim Jai-alai gewonnen haben!« rief Hannigan mit schriller Stimme aus der Eßecke.

Garcia reichte Hoke seine Brieftasche. Hinter dem Führerschein fand Hoke acht Hundert-Dollar-Scheine, zu einem kleinen Viereck zusammengefaltet.

»Nennen Sie das gerecht geteilt, Garcia? Acht für Sie und nur zwei für Hannigan?«

»Na ja – ich hab's gefunden, nicht Hannigan.«

»Wo?«

»Da, wo es jeder sehen konnte – oben auf der Frisierkommode. Ich – ich hab sonst nichts angerührt.«

»Ihr seid Arschlöcher, Sie und Hannigan. Einen Zehner zu klauen ist eine Sache, aber glauben Sie denn nicht, Mrs. Hickey

würde tausend Dollar vermissen und beim Department Krach schlagen?»

Garcia senkte den Blick. »Wir – wir dachten uns, dann streiten wir beide es einfach ab.«

»Klar. Wie jetzt vor mir. Sind Sie schon mal von einem Ermittler der Dienstaufsicht verhört worden?»

»Nein.«

»Dann haben Sie Glück, daß Sie jetzt nicht versucht haben, mich zu belügen. Und jetzt bewegen Sie Ihren Arsch nach nebenan und holen Mrs. Hickey. Bringen Sie sie her.«

»Was – was ist mit dem Geld?»

»Das Geld ist Beweismaterial.«

»Nein, was ich meine, ist – was ist mit mir und –?»

»Vergessen Sie's. Versuchen Sie, es sich eine Lehre sein zu lassen. Das ist alles.«

Hoke kehrte zum Eßtisch zurück. »Hannigan, wir werden uns jetzt die Leiche ansehen. Wenn wir im Schlafzimmer sind, können wir nicht gleichzeitig auch Sie und das Silber im Auge behalten. Also gehen Sie zurück zu Ihrem Fahrzeug und hören Sie den Funk ab.«

In dem verputzten Betonbau gab es drei Schlafzimmer und ein Bad. Zwei der Schlafzimmer waren je halb so groß wie das dritte. Das Bad war vom Gang und auch von dem großen Schlafzimmer aus zu betreten. An der Rückseite des Hauses befand sich auch hier ein Florida-Room, der als zweites Wohnzimmer benutzt werden konnte; er hatte helle Jalousien auf drei Seiten. Der Rasen im Garten senkte sich sanft zu einem vier-eckigen, milchigen See hinunter. Eine gläserne Schiebetür führte aus dem großen Schlafzimmer in den Florida-Room, und auf der anderen Seite der Diele lag das spartanische Zimmer mit dem toten Gerald Hickey.

In Mrs. Hickeys Schlafzimmer stand ein rundes, ungemachtes extragroßes Bett mit einem halben Dutzend Kissen und einer Sammlung von langbeinigen Puppen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Die übrige Einrichtung bestand aus einer rosaroten Seiden-Chaiselongue, einer Kommode aus Ahorn mit passendem Kleiderschrank und Toilettentisch und einem gepolsterten Hocker. Der Toilettentisch war übersät mit Salben, Coldcreams und anderen Kosmetika. Auf dem runden Bett lag ein Knäuel zerknitterter Laura-Ashley-Laken mit einem Blütenmuster, wie man es in der Natur nicht findet, und dazwischen, am Fußende, eine lavendelfarbene wattierte Kombination aus Nachthemd und Morgenrock.

Sanchez nahm eine der langbeinigen Puppen in die Hand. Hoke schnüffelte, um sich ein Bild der Bewohnerin dieses Zimmers zu machen: Patou's Joy, Schweiß, Coldcream, Badesalz, Seife und schaler Zigarettenrauch.

»Haben Sie schon mal festgestellt«, sagte er, »daß es im Schlafzimmer einer Frau genauso riecht wie in ihrer Handtasche?«

»Nein.« Sanchez ließ die Puppe auf das Bett fallen. »Aber ich habe festgestellt, daß es im Schlafzimmer eines Mannes riecht wie in einem Umkleideraum im YMCA.«

»Wann waren Sie denn –« Hoke wollte schon sagen »im Schlafzimmer eines Mannes«, fing sich aber rechtzeitig: »– in einem Umkleideraum im Y?«

»Im Streifendienst. Ist schon lange her. Ein Bengel behauptete, er sei in der Dusche vergewaltigt worden.« Sie zuckte mit den Achseln. »Aber die Ermittlung hat zu nichts geführt. Irgend jemand hatte ihn ohne Zweifel in den Arsch gefickt, aber wir nahmen an, daß er behauptete, vergewaltigt worden zu sein, weil der andere ihn nicht bezahlen wollte. Die Sache ging dann ans Jugendamt, und ich brauchte nicht zum Gericht.«

»Wie lange waren Sie denn auf der Straße?«

»Etwas über drei Monate. Dann habe ich ein volles Jahr damit verbracht, Einstiegsschächte zu bewachen, damit die Telefongesellschaft ihre Kabel unter der Straße legen konnte. Und dann haben sie mich in die Einsatzzentrale gesteckt, weil ich zweisprachig bin. Sieben Jahre Probleme anhören und nichts ihretwegen tun.«

»Okay ... sehen wir uns die Leiche an. Dann können Sie mir sagen, was wir *ihretwegen* tun.« Hoke schloß die Tür zum Schlafzimmer, und sie durchquerten den Gang.

Jerry Hickey lag auf einer schmalen Pritsche, die Zähne zu einem starren Grinsen entblößt. Bis auf die urinbefleckte blauweiße Shorts war er nackt. Seine Arme waren seitlich an den Körper gepreßt, die Finger ausgestreckt – wie ein magerer Soldat, der in Habachtstellung lag. Seine Füße waren schmutzig, die Zehennägel seit Monaten nicht mehr geschnitten worden. Seine Augen waren geschlossen. Hoke rollte das linke Lid mit dem Daumen zurück. Die Iris war blau.

Auf einem runden Samsonite-Bridgetisch neben dem Bett lagen drei zugelebte Plastiktütchen mit weißem Pulver und Fixer-Utensilien: ein Bic-Feuerzeug, ein Silberlöffel und eine leere Injektionspritze mit durchgedrücktem Kolben. Im Aschenbecher lag die Kippe einer selbstgedrehten Zigarette und drei fest gedrehte Kugeln aus blauer Alufolie. Hoke packte den Zigarettenstummel, die Folienkügelchen und die viereckigen Päckchen mit dem Pulver in einen Plastikbeutel und steckte den Beutel in die linke Tasche der Popelinejacke seines Freizeitanzugs. Die rechte Tasche war mit Handschuhleder gefüttert und enthielt bereits ein paar lose Patronen .38er Leuchtschmuckmunition, das Päckchen mit seinen abgeschnittenen Zigaretten, drei Bündel Streichholzheftchen und zwei hartgekochte Eier in Butterbrotpapier.

Hoke trat einen Schritt zurück und nickte Ellita Sanchez zu. Um den linken Oberarm des Toten war ein Halstuch geknotet. Sie untersuchte den Arm, ohne die ungeschickte Aderpresse zu lockern, und betrachtete die Narben auf dem Arm. »Hier ist ein großes Loch«, sagte sie. »Aber die anderen Einstichnarben sehen älter aus.«

»Manchmal spritzen sie sich auch in die Eier.«

»Sie meinen, in das Skrotum. Nicht in die Eier.« Mit einiger Mühe zog Sanchez die fleckigen Boxershorts herunter und hob die Hoden des Mannes an. Auf dem Skrotum befanden sich ein halbes Dutzend Krusten.

»Diese unterernährte männliche Person«, sagte sie, »etwa achtzehn oder neunzehn Jahre alt, ist ohne jeden Zweifel ein gewohnheitsmäßiger User.« Sie zeigte auf eine Reihe fleckiger roter Male am Hals des Toten. »Ich weiß nicht, was das ist. Könnten Würgemale sein, aber auch Liebesbisse.«

Hoke grinste. »Als ich zur Schule ging, nannten wir sie Knutschflecke. Wissen Sie, was wir an der Junior High in Riviera Beach immer gemacht haben? Zwei von uns haben sich in der Pause im Gang irgendein Mädchen geschnappt, meistens eine hochnäsige Ziege. Der eine hat sie dann festgehalten, und der andere hat ihr ein paar Flecken an den Hals gelutscht. Und wenn« – Hoke lachte –, »und wenn das Mädchen dann nach Hause kam, war es ihre Sache, ihren Eltern zu erklären, wie sie zu den Dingen gekommen war.«

»Verstehe ich nicht.« Sanchez schien ehrlich verwirrt zu sein. »Warum haben Sie so was getan?«

»Zum Spaß.« Hoke zuckte die Achseln. »Wir waren jung, und wir hielten es für lustig, es einem hochnäsigen Mädchen auf diese Weise zu zeigen.«

»Auf der Shenandoah Junior High hier in Miami ist so was

nicht vorgekommen. Zumindest nicht, daß ich wüßte. An der Southwest High hab ich Mädchen mit Knutschflecken gesehen, aber da glaube ich nicht, daß sie gewaltsam angebracht worden waren.«

»Ihr Latino-Mädchen führt eben ein behütetes Leben. Aber worauf ich hinauswill: Diese Male sehen für mich wie Knutschflecke aus.«

»Kann sein. Nach dem Lächeln in seinem Gesicht zu urteilen, ist er glücklich gestorben.«

»Das ist kein Lächeln. Das ist ein Muskelkrampf. Eine Menge Leute, die nicht glücklich sterben, grinsen so.«

»Ich weiß, Sergeant, ich weiß. Entschuldigung. Ich sollte wohl keine Witze darüber machen.«

»Entschuldigen Sie sich doch nicht, um Himmels willen. Manchmal weiß ich nicht, wie ich mit Ihnen reden soll.«

»Versuchen Sie's doch mal so, als wäre ich Ihr Partner«, sagte Ellita und preßte dann die Lippen zusammen. »Der Scherz über mein behütetes Leben hat mir übrigens auch nicht gefallen. Ich bin in Miami aufgewachsen und seit acht Jahren bei der Polizei; ich weiß nicht mal, was ›behütet‹ bedeutet. Mir ist klar, daß ich im Morddezernat noch ziemlich unerfahren bin. Aber ein Cop bin ich schon lange.«

»Okay, Partner.« Hoke grinste. »Wonach sieht das hier für Sie aus?«

»Das hier ist einfach eine Überdosis, oder?«

»So sieht es aus.« Hoke schloß die Finger und ballte die Hände zu festen Fäusten, griff nach etwas, das nicht da war. Er ging zum Wandschrank. Eine ausgewaschene Jeans und ein weißes, nicht sehr sauberes, kurzärmeliges Guayabera-Hemd hingen über der Schranktür. Hoke durchsuchte die Taschen von Hemd und Hose und fand drei Pennies, eine Brieftasche

und ein Streichholzheftchen vom Holiday Inn. Er tat auch diese Gegenstände in seinen Plastikbeutel und warf dann einen Blick auf die Kommode an der Wand. Es gab keinen Abschiedsbrief, weder auf dem Kartentisch noch auf der Kommode, aber auf der Kommode lagen zwei Zwanziger und ein Zehner.

Hoke zeigte auf das Geld, ohne es zu berühren. »Sehen Sie das? Amateure. Unsere beiden Kollegen haben fünfzig Dollar liegenlassen. Ein professioneller Dieb hätte alles eingesteckt. Aber ein Amateur nimmt aus irgendeinem Grund fast nie alles. Es ist wie mit dem letzten Keks in der Dose. Wenn da zweiundzwanzig Dollar auf der Kommode gelegen hätten, dann hätten sie zwei liegenlassen.«

Hoke legte die Scheine zu dem Bündel mit den Hundertern und gab Sanchez das Geld. »Nachher, wenn Sie den Bericht schreiben, schließen Sie die ganze Kohle in meinen Schreibtisch. Ich werde sie später Mrs. Hickey zurückgeben.«

Die oberste Schublade der Kommode enthielt ein paar saubere Unterhosen und T-Shirts und ein halbes Dutzend Paar Socken. In den übrigen Schubladen lag nichts als Staub. In dem engen Wandschrank hing ein dunkelblauer Polyesteranzug, noch in der Plastikhülle der Reinigung, auf Kleiderbügeln daneben zwei blaue Arbeitshemden und ein weißes Buttdown-Hemd. Keine Krawatten. Keine Briefe und auch sonst keine persönlichen Besitztümer. Der einzige Hinweis auf die Aktivitäten des Toten war das Streichholzheftchen aus dem Holiday Inn – aber im Großraum Miami gab es zwei Dutzend Holiday Inns, die beiden, die noch im Bau waren, nicht mitgerechnet.

Hoke war ratlos. Falls es einen Abschiedsbrief gegeben hatte, hatte Mrs. Hickey ihn vielleicht gefunden und ins Klo geworfen. Das kam oft vor. Fast immer glaubten Familien, daß einem Selbstmord irgendein Stigma anhaftete, als gäbe man ihnen in

gewisser Weise die Schuld daran. Aber das hier sah nicht aus wie ein Selbstmord. Mit tausend Dollar und genug Heroin für einen Schuß nach dem Aufwachen hätte der Bursche eigentlich ein sehr glücklicher Junkie sein müssen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es eine versehentliche Überdosis gewesen – vielleicht war das Heroin stärker gewesen, als Jerry gewohnt war. Ein Junkie weniger, das war alles.

Aber Hoke war noch nicht zufrieden.

»Werfen Sie mal einen Blick ins Bad«, sagte er zu Sanchez.  
»Ich rufe die Spurensicherung.«

Von einem weißen Wandtelefon in der Küche aus rief Hoke im Morddezernat an. Der diensthabende Beamte der Spurensicherung würde den Gerichtsmediziner informieren, und der würde entweder herkommen oder im Leichenschauhaus warten. In jedem Fall würde man eine Autopsie vornehmen.

Hoke zündete sich eine Kool an, achtete sorgfältig darauf, nicht zu inhalieren, und ging nach draußen. Die beiden Mädchen mit den Fahrrädern waren verschwunden. Hannigan saß, die Mütze auf dem Kopf, auf dem Vordersitz des Streifenwagens; die Wagentür stand offen. Hoke fragte sich, wo Garcia und Mrs. Hickey so lange blieben. Er ging quer über den Rasen. Als er sich durch eine Lücke in der Barbadoskirschenhecke zwischen den beiden Grundstücken zwängte, öffnete sich die Haustür, und Garcia kam heraus; er führte eine sich sträubende, kichernde Frau am Arm. Das Gesicht der Frau war rotfleckig und naß von Tränen. Sie hatte eine gute, schlanke Figur und war größer als Garcia. Sie rollte wild mit den weit auseinanderliegenden kornblumenblauen Augen. Hoke schätzte sie auf Ende Dreißig. Sie trug eine grüne Baumwollhüft hose, ein Bikinioberteil aus gelbem Frottee – man sah ihren weißen Bauch und einen tiefliegenden Nabel – und Tennisschuhe an

bloßen Füßen. Ihr langes honigfarbenedes Haar war zerzaust. Plötzlich hörte sie auf zu kichern, hob die Arme hoch über den Kopf und rutschte aus Garcias Klammergriff heraus. Sie ließ sich ins Gras fallen. Mit gespreizten Beinen blieb sie störrisch dort sitzen und schluchzte entschlossen.

»Wo ist Ihre Mütze, Garcia?« fragte Hoke.

»Ich hab sie im Haus gelassen. Sie ist mir runtergefallen.«

»Holen Sie sie, und setzen Sie sie auf. Wenn Sie zur Uniform eine Waffe tragen, müssen Sie den Kopf immer bedeckt haben.«

Eine kleine, matronenhafte Frau mit stahlgrauem Haar bewegte sich schüchtern in der Haustür beiseite, um Garcia Platz zu machen, damit er noch einmal ins Haus konnte. Sie rang die Hände und lächelte, und ihr Gesicht war leicht gerötet. Sie trug eine rote Shorts und ein T-Shirt und hatte mindestens zwanzig Kilo Übergewicht.

»Es ist alles meine Schuld, Lieutenant«, sagte sie. »Aber es war nicht mit Absicht.«

»Sergeant, nicht Lieutenant. Sergeant Moseley vom Morddezernat. Was ist alles Ihre Schuld? Mrs. Koontz, nicht wahr?«

Sie nickte. »Mrs. Robert Koontz. Ellen.«

»Was ist alles Ihre Schuld, Mrs. Koontz?«

»Lorrie – Mrs. Hickey – war sehr aufgeregt, als sie Jerry tot vorgefunden hatte. Sie kam herüber, und ich dachte mir, es sei eine gute Idee, ihr einen Schluck zu trinken zu geben. Um sie ein bißchen zu beruhigen, wissen Sie? Bevor ich also die Polizei anrief, hab ich ihr ein Glas Wild Turkey gegeben.«

»Wie groß war das Glas?«

»Ein Wasserglas, fürchte ich.«

»Haben Sie Wasser hineingetan?«

»Nein. Ich dachte nicht, daß sie alles trinken würde, und das hat sie auch nicht. Aber das meiste hat sie getrunken, und es hat

sie schwer getroffen. Ich glaube, ich hab noch nie jemanden gesehen, der so schnell so betrunken geworden ist.« Mrs. Koontz kicherte und legte dann die Hand vor den Mund. »Tut mir leid, Sergeant. Wirklich.«

»Sie hätten ein bißchen Wasser hineintun sollen.«

Sanchez kniete neben Mrs. Hickey auf dem Rasen und reichte ihr ein Papiertaschentuch, damit sie sich das Gesicht abwischen konnte.

»Vielleicht können Sie Mrs. Hickey zusammen mit Officer Sanchez wieder in Ihr Haus schaffen«, schlug Hoke vor. »In diesem Zustand kann ich nicht mit ihr reden. Legen Sie sie ins Bett, und sagen Sie ihr, ich komme heute abend wieder. Es ist sowieso das beste, sie steht nicht im Weg herum, wenn gleich die Leute vom Labor kommen.«

»Tut mir wirklich leid, daß sie in einem solchen Zustand –«

»Macht doch nichts. Die Welt würde besser aussehen, wenn jeder morgens ein Glas Wild Turkey trinken würde.«

Hoke winkte Garcia, der gerade mit seiner Mütze aus dem Haus kam. Sie gingen zum Streifenwagen, während Mrs. Koontz und Sanchez die schluchzende Mrs. Hickey in Mrs. Koontz' Haus führten.

Auf der anderen Straßenseite stand ein halbes Dutzend Nachbarn auf dem Bürgersteig beieinander. Sie murmelten miteinander und starrten zu den beiden Häusern herüber.

»Sorgen Sie dafür, daß die Leute da drüben bleiben, Garcia«, befahl Hoke. »Ich schließe die Hintertür ab, und Sie, Hannigan, bleiben im Garten und passen auf, daß niemand herkommt, um durch die Fenster zu gucken. Sie bleiben vorn, Garcia, und beantworten keinerlei Fragen.«

Hoke kehrte ins Haus der Hickeys zurück und öffnete den Kühlschrank. Bier war keins da, aber er begnügte sich mit

einem Glas Gatorade, das er mit einem großzügigen Schuß aus der Wodkaflasche krönte, die offen in dem Schrank über der Spüle stand. Er setzte sich an den Eames-Tisch in der Eßecke, legte die Füße auf einen der Stühle und trank seine Wokalimonade, als sei es Medizin.

Sanchez kam herein, setzte sich Hoke gegenüber und machte sich ein paar Notizen. »Abgesehen von ein paar Dexedrin – und die wurden Mrs. Hickey vom Arzt verschrieben – gibt's im Badezimmer nichts Interessantes. Hickey hat offensichtlich schon seit einiger Zeit nicht mehr gebadet, und ich nehme an, Mrs. Hickey hatte heute morgen keine Zeit zum Duschen.«

»Wir werden sehen, was die Autopsie ergibt, aber wahrscheinlich ist es ein routinemäßiger Tod durch Überdosis. Heute abend spreche ich mit Mrs. Hickey, und morgen können wir den Bericht verfassen.«

»Sie hatten nicht das Recht, Hannigan zu zwingen, ihre Tasche auszukippen, Sergeant.«

»Stimmt. Hatte ich nicht.«

»Woher wußten Sie, daß sie und Garcia das Geld von der Kommode genommen hatten?«

»Wußte ich nicht. Woher hätte ich es wissen sollen?«

»Die Art, wie Sie sich verhalten haben ... Sie wirkten so sicher.«

»Ich hatte nur eine Ahnung, mehr nicht.«

»Wenn sie die Sache meldet, sind Sie in Schwierigkeiten. Ich bin Ihre Partnerin, aber ich bin auch eine Zeugin. Das bringt mich –«

»Glauben Sie denn, sie wird es melden?«

»Nein. Ich meine nur, daß ... «

»Was denn?«

»Wenn Sie das Geld nicht gefunden hätten, dann hätten Sie

ganz schön in der Klemme gesessen. Oder wenn die beiden bei ihrem Märchen vom Jai-alai-Gewinn geblieben wären, dann hätten Sie –«

»In diesem Fall hätte ich die Sache an die Dienstaufsicht weitergegeben. Und wenn Mrs. Hickey den Verlust des Geldes angezeigt hätte, wären Garcia und Hannigan für die Dauer der Untersuchung vom Dienst suspendiert worden. Manchmal bestätigt sich eine Ahnung, manchmal nicht. Gießen Sie sich eine Wodkalimonade ein, und entspannen Sie sich.«

»Ich trinke nicht«, sagte Sanchez. »Im Dienst.«

»Ich auch nicht. Ich nehme mir den Rest des Tages frei und gehe auf Wohnungssuche. Ich nehme meinen Wagen, und Sie können auf die Spurensicherung warten. Garcia kann Sie dann mit zurücknehmen.«

»Wir haben um halb fünf eine Besprechung mit Major Brownley.«

Hoke trank sein Glas leer und grinste. »Ich weiß.« Er spülte das Glas in der Küchenspüle aus und stellte es naß auf den hölzernen Trockenständer. »Da sehen wir uns dann. Aber bis dahin nehme ich mir Freizeitausgleich.«

## 2

Miami ist der größte der siebenundzwanzig Bezirke im Großraum Miami, aber es besitzt keine der angenehmen Mittelklasse-Wohngegenden und bezahlbaren Viertel, wie sie sich in den kleineren Bezirken finden. Es gibt mehrere teure Nobelgegenden, aber sehr wenige Polizisten können es sich leisten, in diesen Enklaven des Wohlstands zu wohnen, selbst die mit berufstätigen Frauen. Es gibt Slumgebiete und schwarze Viertel, in denen es erschwinglich ist, aber die »WASPs«, die weißen, angelsächsisch-protestantischen Polizisten mit ihren Familien meiden diese Gegenden ebenso wie Little Havana.

Wenn ein Viertel von Schwarzen oder Latinos bevölkert wird, ziehen die Anglo-Polizisten mit ihren Familien aus. Latino-Cops bevorzugen Little Havana, und sie haben keine Mühe, dort für ihre Großfamilien eine Wohnung zu finden, aber Mittelklassegegenden, die für verheiratete WASP-Cops akzeptabel wären, sind knapp, denn die Bevölkerung von Miami besteht inzwischen zu über 55 Prozent aus Latinos. Infolgedessen waren die Anglos des Miami Police Department mit ihren Familien aus der Stadt hinaus in das expandierende Kendall gezogen, in das vorstädtische South Miami, in die gigantischen Wohnkomplexe in North Miami und in die neuen, erschwinglichen Bezirke von West Miami.

Die bei der Stadt angestellten Polizisten waren verpflichtet, ihre Dienstmarken und Waffen stets bei sich zu tragen, damit sie auch außer Dienst eine Verhaftung vornehmen oder einem Kollegen in Schwierigkeiten helfen konnten. Aber da so viele außerhalb der Stadt wohnten, waren nur wenige tatsächlich verfügbar. Dem neuen Polizeichef erschien es daher logisch, daß die Ver-

brechensrate um ein Beträchtliches sinken würde, wenn alle tausend Polizisten des Miami Police Department im Stadtgebiet wohnten. Tatsächlich hatte es eine offizielle Dienstvorschrift, nach der ein Cop innerhalb der Stadtgrenzen wohnen mußte, schon immer gegeben, aber bevor der neue Chief sein Amt angetreten hatte, hatte niemand auf ihrer Einhaltung bestanden. Jetzt aber hatte man sämtlichen zu Miami gehörenden Polizisten, die in anderen Bezirken wohnten, eine strikt einzuhaltende Frist gesetzt, ihren Wohnsitz in die City zurückzuverlegen. Den meisten Cops erschien diese Vorschrift sinnlos und unfair, denn viele von ihnen hatten Häuser in anderen Gemeinden gekauft. Viele kündigten lieber, als daß sie zurückkehrten, und sie fanden ohne große Mühe neue Jobs bei der Polizei in den Städten, in denen sie wohnten, auch wenn die meisten ein niedrigeres Gehalt in Kauf nehmen mußten. Andere, die dem Department schon zu lange angehörten, um zu kündigen, ließen ihre Familien in den anderen Gemeinden zurück und mieteten sich kleine, beengte Apartments oder zogen zu Verwandten nach Miami. Wieder andere fanden, nach verzweifelterm Suchen natürlich, angemessene Wohnungen.

Die strikte Durchsetzung der Vorschrift hatte zum Verlust von über hundert Beamten geführt, darunter viele höchst kompetente altgediente Leute. Infolge von Etatschwierigkeiten der Stadt fehlten dem Department ohnedies schon mindestens hundertfünfzig Stellen, und so wurde die Stärke der Polizei auf rund achthundertfünfzig Ganztagsstellen reduziert. Angesichts dieser Personalknappheit und der zusätzlichen Schwierigkeiten bei der Anwerbung neuer Polizisten aus den Minderheitsgruppen, die nach den derzeitigen Eingliederungsprogrammen vorrangig eingestellt wurden, erschien es dem neuen Chief unerläßlich, die Vorschrift auch weiterhin durchzusetzen. Der Scha-

den war nicht mehr rückgängig zu machen, aber wenigstens wohnten jetzt die meisten der verbliebenen Cops innerhalb der Stadtgrenzen und waren auch außerhalb ihrer Dienststunden erreichbar.

Hoke Moseley jedoch hatte ein spezielles Problem. Als Sergeant verdiente er im Jahr 34.000 Dollar. Ein geschiedener Single hätte davon in Miami eigentlich gut leben können. Aber auf Grund seiner Scheidungsvereinbarung mußte Hoke die Hälfte seines Einkommens – jeden zweiten Gehaltsscheck – an seine Exfrau schicken, die in Vero Beach, Florida, wohnte. Vor zehn Jahren, als Hoke die Vereinbarung unterschrieben hatte – mit der seine Exfrau Patsy auch das Sorgerecht für die beiden Töchter erhalten hatte –, war er bereit gewesen, so gut wie alles zu unterschreiben, um aus dieser unhaltbaren Ehe herauszukommen. Während der Trennungszeit hatte er mietfrei bei einer jungen Frau aus der Werbebranche gewohnt, Bambi; sie hatte eine Drei-Zimmer-Eigentumswohnung in Coconut Grove gehabt, einer angenehmen Gegend innerhalb der Stadtgrenze. Aber nach der Scheidung und nachdem er mit Bambi Schluß gemacht hatte, hatte er begriffen, wie töricht es gewesen war, sich auf diese Scheidungsvereinbarung einzulassen: Von den 17.000, die ihm blieben, zahlte er noch immer die Einkommensteuer für das volle Gehalt, dazu Rentenbeiträge, Arbeitslosenversicherung, Gewerkschaftsbeiträge und alles andere. Dieses »alles andere« schloß auch die Rechnungen für die medizinische Behandlung der beiden Töchter mit ein; im Laufe der Jahre war hier eine Menge Geld zusammengekommen, vor allem für Zahnärzte und Kieferorthopäden. Patsy schickte ihm außerdem die Rechnungen für neue Sachen für die Mädchen zu Ostern und zu Weihnachten, für Schulkleidung und für das Sommercamp in Sebring, Florida, in das die Mädchen gern fuhren und

in dem man auch reiten konnte – gegen eine zusätzliche Gebühr. Hätte Hoke seinen eigenen Anwalt gehabt, statt sich mit Patsy eine Anwältin zu teilen, und wenn er sich nicht für die Scheidungsvereinbarung entschieden hätte, sondern für Unterhaltszahlung, hätte er diese Ausgaben wenigstens von seiner Einkommensteuer absetzen können. Aber Patsy hatte sich eine clevere Anwältin genommen, die Hoke überredet hatte, die Vereinbarung zu unterschreiben.

Nach Bambi war er gezwungen gewesen, in billigen Einzimmerapartments zu hausen, und er hatte sogar versucht, zur Untermiete mit Küchenbenutzung zu wohnen. Dennoch hatte er sich im Laufe der Jahre immer höher verschuldet. Seine eigenen Zahnarztrechnungen waren immer weiter gestiegen, während sein Zahnarzt vergeblich versucht hatte, seine Zähne zu retten; schließlich waren sie alle gezogen worden, und er hatte eine Totalprothese mit graubläulich schimmernden Zähnen angepaßt bekommen. Dieses zerbrechlich aussehende Gebiß war so offenkundig falsch, daß Leute, die Hoke neu kennenlernten, es als erstes bemerkten.

Zwei Jahre zuvor, ehe das Department von dem neuen Chief übernommen worden war, hatte Hoke eine Lösung gefunden, die ihn zumindest von einem Teil seiner finanziellen Probleme befreit hatte. Howard Bennett, der Besitzer und Geschäftsführer des Eldorado Hotel, eines heruntergekommenen Art-déco-Etablissements in South Miami Beach, hatte Hoke als Hausdetektiv engagiert. Hoke bewohnte mietfrei eine Zwei-Zimmer-Suite und hatte nichts weiter zu tun, als die Nächte und die meisten Wochenenden im Hotel zu verbringen. Von seinem Fenster aus sah er die Biscayne Bay und die Skyline von Miami, und über den MacArthur Causeway, einen der Straßendämme, die Miami Beach mit Miami verbinden, war er innerhalb von

fünfzehn Minuten in Miami und in seinem Büro. Manchmal, je nach den Verkehrsverhältnissen, ging es schneller. Aber Miami Beach war eben nicht Miami, und Major Willie Brownley, der Chef des Morddezernats, hatte Hoke befohlen, zurück in die Stadt zu ziehen.

»Es ist unbedingt erforderlich, daß Sie so bald wie möglich aus dem Eldorado ausziehen«, hatte Major Brownley gesagt. »Vermutlich hat South Beach neben Coral Gables die höchste Verbrechensrate in ganz Dade County. In dieser miesen Nachbarschaft werden Sie früher oder später in eine Schießerei verwickelt werden und jemanden verhaften müssen. Und wenn sich dann herausstellt, daß Sie ein Cop aus Miami und nicht einer aus Miami Beach sind, dann wird man mir die Hölle heißmachen, denn Sie dürften da gar nicht wohnen.«

»Es ist ein ruhiger Laden, das Eldorado«, hatte Hoke erwidert. »Größtenteils alte jüdische Ladies, die von Sozialhilfe leben.«

»Und Flüchtlinge aus Mariel.«

»Es sind nur noch fünf, Willie. Die Unruhestifter bin ich längst los. Aber ich ziehe aus. Ich will nur wissen, wieviel Zeit ich habe, das ist alles.«

»Zwei Wochen. Sie haben noch Überstunden abzufeiern. Nehmen Sie sich ein paar Tage frei, suchen Sie sich eine Wohnung, und machen Sie, daß Sie da rauskommen. Sie sind inzwischen der einzige in meiner Abteilung, der keine Adresse in Miami hat.«

»Ich habe eine Adresse in Miami. Offiziell wird meine Post in Bill Hendersons Haus gebracht.«

»Aber ich weiß, daß Sie immer noch im Eldorado wohnen.«

»In zwei Wochen bin ich da raus, Willie. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Ich mache mir keine Sorgen. Zwei Wochen – oder Sie werden vom Dienst suspendiert, und das ohne Gehalt, bis Sie wieder in der City wohnen.«

Inzwischen war eine Woche verstrichen, und Hoke hatte noch keine mietfreie Wohnung gefunden. Er hatte in mehreren City-Hotels vorgeschlagen, um dort eine Vereinbarung zu treffen, wie er sie mit dem Eldorado hatte, aber sie hatten glattweg abgelehnt. Die Bruchbuden für Durchreisende in der Innenstadt waren nicht das Richtige für Hoke. Die besseren Hotels suchten Ganztags-Sicherheitsleute und waren nicht bereit, einem Hausdetektiv mit unregelmäßigen Dienstzeiten ein Gratiszimmer zur Verfügung zu stellen – nicht, wenn sie dasselbe Zimmer für achtundsiebzig Dollar pro Nacht oder mehr vermieten konnten.

Vielleicht, dachte Hoke, war der Safe 'n' Sure-Home-Sitting-Service in Coconut Grove die Lösung. Einen Versuch war die Sache wert, und wenn es nicht klappte, würde er sich wieder ein Zimmer zur Untermiete suchen müssen, mit Küchenbenutzung – irgend etwas mit separatem Eingang. So, wie die Mieten in den letzten Jahren gestiegen waren, konnte er sich ein billiges Einzimmerapartment nicht mehr leisten: Es gab keine *billigen* Einzimmerapartments mehr. Wieder einmal dachte Hoke voller Bewunderung an Patsys brillante Anwältin. In der Scheidungsvereinbarung war gar keine konkrete Summe erwähnt worden. Es hatte nur geheißen, Hoke werde jeden zweiten Gehaltscheck, ordnungsgemäß ausgestellt auf Ms. Patsy Mayhew (seine Frau hatte wieder ihren Mädchennamen angenommen), einschließlich etwaiger Ortszuschläge und Gehaltserhöhungen an seine Exfrau übersenden. Vor zehn Jahren war Hoke Streifenpolizist gewesen, und er hatte 8.500 Dollar im Jahr verdient. Von der Hälfte dieses Geldes hatte er mit Bambi sehr viel besser